

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 78 (1952)
Heft: 46

Illustration: "Händ Si au Brennessle?"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

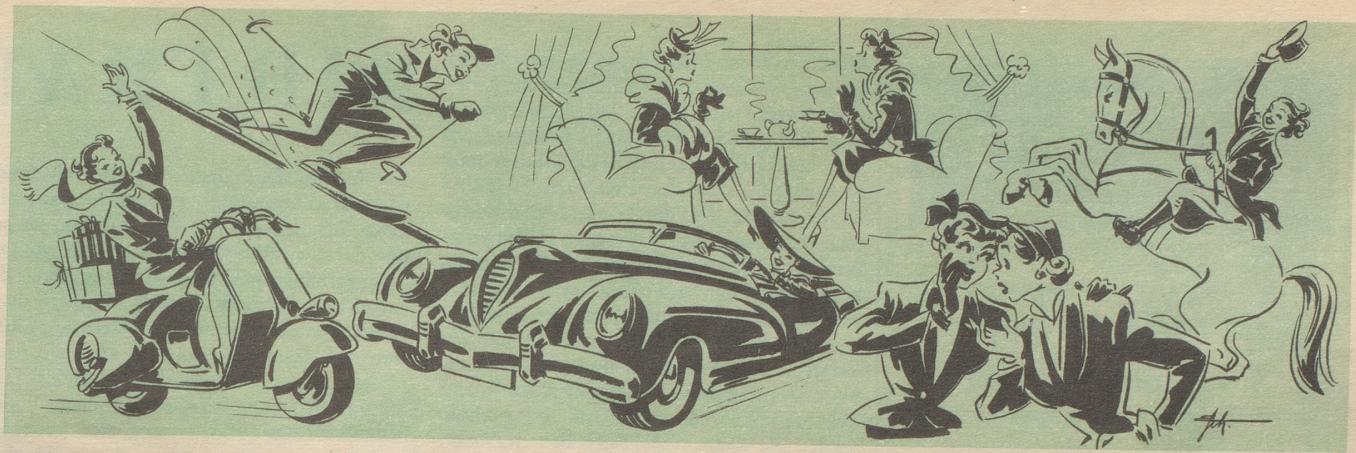
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE FRAU VON HEUTE

Salat

In der 'Wochen-Zeitung' setzt sich der Betreuer einer Rubrik: 'Spiegel der Zeit', mit der modernen Ernährungstheorie auseinander. Er ist dagegen. Er sagt, der Salat sei «zum Symbol ewigen Daseins» gemacht worden. Man esse Salat, «wie ein Kannibale», und dies sei «der Gipfel der kulinarischen Verrohung».

Schon das mit dem Kannibalen hat mich ein bisschen verwirrt, wie ich überhaupt jedesmal etwas aus der Fassung gerate, wenn mit einem Schlag vernügt wird, was ich so mühsam auf einer bernischen Landschule erlernt habe. Dort hat man uns nämlich seinerzeit erzählt, Kannibalen seien Menschenfresser. Aber das ist schon so lange her, daß ich es vielleicht mit etwas anderem verwechsle. Ich habe noch lang nicht immer Glück mit Fremdwörtern. Von Zweifeln geplagt greife ich also zum Schweizer Lexikon. Dort steht: «Kannibalismus: Anthrophagie, Menschenfresserei.» Aber das ist höchstens ein Beweis dafür, daß die Herren vom Lexikon auch in die falsche Landschule gegangen sind. Nun, vielleicht sind die Kannibalen unterdessen der modernen Ernährungspropaganda erlegen.

Jedenfalls essen sie jetzt Salat, wie ein Kannibale.

Das sollten sie aber nicht, weil es der Gipfel kulinarischer Verrohung ist, in die uns «die Apostel der modernen Diesseitigkeit» hineingeredet haben. (Beefsteak ist jenseitig.)

Vielleicht läßt mich da wiederum mein Erinnerungsvermögen im Stich, aber mir ist, als hätte ich zeitlebens Salat gegessen, schon lang bevor es die Apostel der modernen Diesseitigkeit gab. Es kann natürlich sein, daß ich und meine Umgebung zu den Pionieren, den Wegbereitern der Verrohung gehörten, so wie es vor der Reformation Wegbereiter und Vorläufer des Protestantismus gab. Das Brenzlige ist, daß unsere Vorfahren nicht den Mut hatten, uns zuzugeben, daß sie uns planmäßig zur diesseitigen, kulinarischen Verrohung erzogen. Wenn wir fragten: «Wieso zweimal am Tag Salat?» bekamen wir den hinterhältigen Bescheid: «Weil er sonst aufstengelt.» So gewöhnten sie uns schon im zartesten Kindesalter an die Verrohung. Und

heute essen wir Salat, weil er uns zur übeln Gewohnheit geworden ist.

Schon das spricht Bände gegen meine Weltanschauung (da der Salat unterdessen, wie es scheint, seinen weltanschaulichen Charakter offenbart hat); aber es kommt noch viel schlimmer für mich.

Das gesunde Leben, sagt der Autor, sei eine ausgesprochene Mode unter Spießbürgern, «denn „gesund leben“ bedeutet: lang leben, nicht krankwerden, kurz: Erhaltung, Sicherheit, Konservierung». Das Gesundleben stehe somit im Dienste von Spießbürgeridealen.

Also: Spießer und Kannibalen in traumem Verein rund um die Salatschüssel.

Nichts trifft mich so ins Herz wie der Vorwurf, eine Spießerin zu sein. Und wir wissen ja alle längst, daß uns nur die Vorwürfe wirklich verletzen, von denen wir uns im stillen Kämmerlein zugeben müssen, daß etwas Wahres dran ist.

Was aber soll man tun, um nicht in den Verdacht des Spießertums zu kommen? Der Autor gibt uns ein paar allgemeine Richtlinien. Er schreibt: «Der Nicht-Spießbürger» (und das ist natürlich der Autor), «der lebt nicht gesund, der lebt gefährlich, der ruiniert sich. Dem Tode entrinnt keiner.»

Also gefährlich leben.

Das haben wir doch schon einmal gehört, und es ist dann auch lebensgefährlich geworden. Wenn auch nicht grad für uns. Aber mir scheint, es sei das Allermindeste, daß sich jede Nation ihre eigene Form des vivere

pericolosamente aussuchen darf, und da wäre nun also die für uns geeignete gefunden: «ungesund leben», «sich ruinieren», kurz gesagt: leben ohne Salat.

Es gibt, sogar für mich, Momente, wo mir scheint, man sollte zu jedem Opfer bereit sein, um nicht als Spießer zu gelten. Man könnte also der Diesseitigkeit entrinnen durch Verzicht auf Salat und Äpfel und ähnliche Rohheiten. Verzicht macht frei. Er kann aber auch sauer machen. Wenn man nämlich den Gegenstand des Verzichtes gern hat. Das gibt's auch. Man sollte deshalb nur auf Sachen verzichten, die man nicht gern hat. Und der Autor hat ganz offensichtlich den Salat nicht gern.

Was aber sollen wir andern tun?

Sollten wir am Ende weiterhin Salat essen, auf die Gefahr hin, ein diesseitiger Spießer zu sein und zu bleiben? Und uns damit trösten, daß das ja auch eine Art des Gefährlichlebens wäre?

Bethli

Zum kleinen Erlebnis der Woche

Liebe M. S.! In Nebis Nummer 40, an dieser Stelle, beschweren Sie sich über die Unfähigkeit der Männer, die Sie auf der Straße «blödi cheibe Grite» und «Zwätzchgechopf» tituliert haben. Ihre Klage hat mir, als Geschlechtsgenosse solcher Rüppel, zu denken gegeben. Die Ausdrücke selbst und auch ein Hinweis in Ihrer Klageschrift deuten darauf hin, daß es das Zürcher Pflaster ist, auf dem eine solche Umgangssprache zu sprühen beginnt. Wäre ich nun Basler, wäre der Fall für mich mit dem Hinweis erledigt, in Zürich sei eben nichts anderes zu erwarten. Könnte ich die Sache auf die leichte Achsel nehmen, würde ich Ihnen raten, sich passende Antworten auf solche Grobheiten ans Lager zu legen, damit Sie künftig, ohne vorher leer schlucken zu müssen, gleich die passende Antwort abschießen könnten. Es ist schon so, wie Sie andeuten, daß die Ausdrücke solcher Rüppel für das andere Geschlecht gewissermaßen standardisiert sind. Also könnte die Weiblichkeit ein Gegen-Standardrepertoire anlegen, wie etwa «blöde cheibe Chlaus» zu blödi cheibe Grite, oder «Mostchopf» zu Zwätzchgechopf.

Nun kommt die ernste Seite. Ich weiß natürlich, daß mit dem Zurückgeben von

